Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. und der Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien

München
Januar - März 1994
28. Jahrgang, Nr. 1

Ernst-Peter Wieckenberg

Bemerkungen zum Übersetzen von Sachbüchern

Vortrag, gehalten auf dem 25. Bergneustädter Gespräch vom 19.21.12.1993. (Als Manuskript gedruckt.)

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

es gibt eine Fülle von Essays und Reden über die Übersetzung literarischer Werke. Fast alle breiten auf suggestive Weise die literarische Bildung des Redners oder Schreibers aus - mit Anspielungen auf Texte und mit Zitaten. Sie gehören entweder zum Typ »traduttore - traditore« oder zum Typ »der Übersetzer ein zweiter Schöpfer«. Der erste ist beliebter. Wer etwa die Definition zitiert, die Robert Frost zugeschrieben wird: Poesie sei das, was bei der Übersetzung verloren gehe, der tritt distanziert-bescheiden, ja urban-selbstironisch auf, unterhält sein Publikum und suggeriert doch in der Rolle des interpres doctus, daß er ausgenommen sei von der soeben verkündeten Regel. Ich will das nicht fortsetzen. Der Beitrag all dieser Dicta zu einer Theorie der literarischen Übersetzung ist gering. Es gibt natürlich eine Tradition des Nachdenkens über die Übersetzung literarischer Werke, aber eine ernstzunehmende Reflexion beginnt - soweit ich sehe - erst im 18. Jahrhundert, nicht von ungefähr in einer Epoche, die auch die Vorstellung vom schaffenden Genie und vom singulären Kunstwerk entwickelt.

Hält man Auschau nach Essays über die Übersetzung von Sachbüchern, so wird man enttäuscht. Sachbuchübersetzer werden nur selten ausgezeichnet, kaum jemals sprechen sie grundsätzlich über ihre Arbeit. Dabei ist ihre Ahnenreihe länger als die der Übersetzer belletristischer Werke. Denn alles spricht dafür, daß die heiligen Texte: die Tora, die christliche Bibel, der Koran von den jeweiligen Religionsanhängern über lange Zeiten hinweg nicht als Werk der Literatur, sondern als eine Art Sachbuch angesehen wurden und werden. Die Bibel z.B. enthält nach christlichem Verständnis - ich sage das grob vereinfachend - die Worte Gottes über seine Schöpfung und die Geschichte seines Handelns mit ihr.

Ob es sich um die Tora, die christliche Bibel oder den Koran handelt - in jedem Fall werden Übertragungen von religiösen Instanzen kontrolliert. Am liebsten würden sie sie ganz verhindern, zumindest ihre Verbreitung in Laienkreisen unterbinden. In der katholischen Kirche galt das Bibelverbot für Laien bis 1757, ja es wurde unter Gregor XVI. 1836 partiell wieder eingeführt. Als Moses Mendelssohn im Jahre 1783 seine Pentateuch-Übersetzung veröffentlichte, brachte er sofort die orthodoxen Rabbiner gegen sich auf. - Wer immer - ob Jude, Christ oder Muslim[1] - unter solchen Bedingungen heilige Texte übertrug, der mußte jedes Wort abwägen, ja er kam ohne Nachdenken über das Handwerk der Übersetzung nicht aus. Von den Kirchenvätern bis zu Luthers »Sendbrief vom Dolmetschen«, ja, weit darüber hinaus reicht daher die Tradition des Reflektierens über die richtige Wiedergabe der verba Dei.

Früh schon gibt es Überlegungen zur Übersetzung weltlicher Sachbuchliteratur. Ich bin nicht in der Lage, die Geschichte dieser säkularen Tradition aufzuzeigen, möchte allerdings vermuten, daß sie im Umkreis der heiligen Texte entsteht. Man schafft Kommentare zu den sakralen Werken, verfaßt Traktate mit Handlungsanweisungen, die auf den Geboten dieser Texte beruhen, und diejenigen unter diesen Schriften, die die höchste Autorität erlangen, werden übersetzt. Ob es daneben eine Übersetzungstheorie aus griechisch-römischer Wurzel gibt, mögen die Fachleute sagen. Ich halte für möglich, daß man bereits im Alten Orient im Zusammenhang mit königlichen Erlassen und Staatsverträgen über das richtige Übersetzen nachgedacht hat und daß solche Überlegungen dann von griechischen und römischen Juristen weiter entfaltet wurden.

Welches Niveau die theoretischen Überlegungen zur Übersetzung schon im Mittelalter erreichen konnten, möchte ich an einem Beispiel zeigen. Der amerikanische Islamist Bernard Lewis teilt in seinem 1993 erschienenen Buch »Islam and the West« mit, ein ibn Tibbon habe sich gegen Ende des 12. Jahrhunderts an Maimonides gewandt und um Rat bei der Übersetzung eines seiner philosophischen Werke aus dem Arabischen ins Hebräische gebeten. Vermutlich - ich konnte das bisher nicht nachprüfen - handelt es sich hier um den »Führer der Unschlüssigen«, ein Werk, das noch Mendelssohn auf das höchste verehrt hat. Der Übersetzer - immer vorausgesetzt, es handelt sich um dieses Werk - war Samuel ibn Tibbon, ein in der Provence lebender Jude. Schon sein Vater war Übersetzer. Auch das gab es bereits im Mittelalter. Um 1199 antwortete Maimon:

»Laß mich eine Regel vorausschicken. Wer übersetzen will und bemüht ist, jedes Wort exakt wiederzugeben, und dabei gleichzeitig an der Wortstellung und der Abfolge der Sätze im Original festhält, wird Schwierigkeiten haben, und seine Wiedergabe wird fehlerhaft und unzuverlässig sein. Das ist nicht die richtige Methode. Der Übersetzer sollte zunächst versuchen, den Sinn des Abschnitts genau zu erfassen, und dann das vom Autor Beabsichtigte in der anderen Sprache mit vollkommener Klarheit darstellen. Das jedoch kann man ohne Änderung der Wortstellung nicht leisten, sondern indem man viele Worte für eines oder eines für viele setzt und indem man Worte hinzufügt oder wegnimmt, damit der Gegenstand ganz verständlich ist in der Sprache, in die man übersetzt.«

Das klingt wie ein Echo auf grundsätzliche Bemerkungen von Hieronymus zur Bibelübersetzung. Die Vermutung liegt nahe, daß die frühen theoretischen Überlegungen zur Übertragung säkularer Texte auf Reflexionen von Tora- und Bibelübersetzern zurückgehen.

Ich breche hier ab. Aber ich möchte darauf hinweisen, daß es sinnvoll wäre, eine Geschichte der Theorie der Sachbuchübersetzung zu schreiben. Denn die historische Rekonstruktion solcher Überlegungen wäre *ein* Weg zu einer modernen Theorie der Sachbuchübersetzung, an der es, soweit ich sehen kann, bisher fehlt. Hätten sich die Übersetzer oder Literaturwissenschaftler mit dieser Literatur intensiver beschäftigt, so wäre uns - um das beiläufig zu bemerken - vielleicht auch der grauenhafte Ausdruck Zielsprache erspart geblieben.

Ich will im folgenden die Arbeit des Sachbuchübersetzers beschreiben. In die Beschreibung gehen Postulate ein. Vieles wird Ihnen als banal erscheinen, weil Sie die Erfüllung der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Forderungen für selbstverständlich halten. In diesem Fall möchte ich Sie bitten, sich

vorzustellen, ich spräche nicht zu Ihnen, redete vielmehr aus dem Fenster hinaus*über* Sie, zumeist auch*für* Sie. Aber lassen Sie sich bitte nicht täuschen: Meine Sympathie für Ihre Arbeit, ja, meine Achtung vor ihr wird mich nicht daran hindern, auch einige kritische Worte zu sagen.

1. Der Übersetzer ist ein Kopist[2]

Der Übersetzer tritt auf als Vermittler zwischen einem fremdsprachigen Autor und den Lesern seiner Muttersprache. Das ist zumindest der Regelfall. Die erste Forderung, die er erfüllen muß, ist Genauigkeit der Wiedergabe. Das übersetzte Werk muß gleichsam als Kopie des Originals erscheinen.

Es gibt eine um 100 v. Chr. entstandene Legende, nach der das Ideal der Richtigkeit einmal auf vollkommene Weise erfüllt wurde: den sog. Aristeasbrief. Er berichtet, Ptolemäus II. Philadelphus habe sich vom Hohenpriester Eleazar in Jerusalem - das hätte dann im 3. Jahrhundert v. Chr. stattgefunden - 72 Gelehrte ausgebeten, die die Tora für seine Bibliothek ins Griechische übersetzen sollten. Nach 72 Tagen hätten die Gelehrten in vollkommener Übereinstimmung ihren Text vorgelegt. Der Aristeasbrief ist selbstverständlich kein Preis der Gemeinschaftsarbeit, eher eine Beglaubigungsgeschichte. Wenn 72 Gelehrte übereinstimmen, dann dürfte die beste aller denkbaren Übersetzungen erreicht worden sein; ja der Gedanke an eine Mitwirkung Gottes soll hier wohl nicht ausgeschlossen werden.

Ist die Übersetzung nicht durch Verbalinspiration geleitet - wie der Aristeasbrief es vermutlich für die Septuaginta glauben machen möchte -, so wird vom Übersetzer Kompetenz in beiden Sprachen verlangt, d. h. die Kenntnis des Wortschatzes und der Grammatik von Ausgangs- und Aneignungssprache. Obwohl die Linguistik sich in den letzten Jahrzehnten von der normativen Grammatik abgewandt hat, ja zeitweilig präskriptive Regelwerke überhaupt nicht mehr vorlegen wollte, bleibt es dem Übersetzer bis heute nicht erspart, richtige Sätze zu schreiben.

Das ist eine Selbstverständlichkeit? Vielleicht würden Sie das nicht mehr sagen, wenn Sie wie ich beinahe täglich Übersetzungsproben und fertige Übersetzungen ansähen. Nur wenige dieser Arbeiten sind fehlerfrei. Wie sollte das auch anders sein, wenn die Lehrer, bei denen die Übersetzer in die Schule gegangen sind, wenn die Dozenten, deren Seminare sie besucht haben, oft ihrerseits nicht mehr grammatisch richtig schreiben können? Damit man mich nicht mißversteht: Wir alle machen immer wieder Fehler. Aber hier ist schlichtweg festzustellen, daß wir immer häufiger Briefe bekommen, Gutachten erhalten, Manuskripte empfangen, in denen die einfachsten Regeln korrekten Schreibens verletzt werden.

Auch wenn die sprachliche Kompetenz vieler Lehrer und Dozenten unzureichend ist, muß man verlangen, daß Schule und Universität wieder mehr Wert legen auf sprachliche Richtigkeit der Texte ihrer Schüler und Studenten. Wir, die Lektoren, haben es satt, daß viele unserer Volontäre sich als gute Stilisten ausgeben, in Wahrheit aber nicht in der Lage sind, auch nur eine Manuskriptseite angemessen zu korrigieren - weil man ihnen in der Schule einen selbstkritischen Umgang mit ihren eigenen Arbeiten offenbar gar nicht erst zugemutet hat. Wir möchten aber auch nicht gerne Germanisten als Lektoren einstellen müssen, die uns glaubhaft versichern, während ihres gesamten Studiums sei keine ihrer Arbeiten von einem Dozenten mit Hinweisen auf sprachliche Mängel versehen worden. Wir würden gerne hören, daß man im Deutschunterricht wieder Stilübungen macht, würden nicht protestieren, wenn man uns mitteilte, im Fremdsprachenunterricht würde regelmäßig auch ein paar Minuten lang übersetzt. Den klugen Bildungsreformern, die uns versichern, die Studenten der Germanistik oder fremder Sprachen sollten sich mehr mit Gegenwartsliteratur befassen - das qualifiziere sie auch für Industriejobs -, würden wir gerne sagen: Zeigten die Studenten doch nur Neugier für das ganz Unvertraute, bezeugten sie durch ihr Studium, daß sie den Gegenstand, um den es dabei geht, lieben - ihre Chancen würden steigen, müßten steigen, immer vorausgesetzt, man hätte ihnen zugleich ein paar formale Fähigkeiten beigebracht. Wie wäre es, wenn man ihnen unter anderem abverlangte, daß sie ein Semester lang übersetzten - aus welcher Sprache auch immer?

2. Der Übersetzer ist ein mitdenkender Vermittler

Der Übersetzer ist nicht nur aufgerufen zu sprachlich korrekter, sondern auch zu gedanklich angemessener Wiedergabe des Originals. Mag es z. B. angehen, daß man in der Alltagsrede Begriffe wie »Sozialgeschichte« und »Gesellschaftgeschichte« oder »Bürgertum« und »Bourgeoisie« unterschiedslos gebraucht, so ist bei der Übersetzung eines historischen Werks genau darauf zu achten, ob der Autor hier nicht jeweils etwas anderes meint. Der Übersetzer muß sich das wiederzugebende Werk bis ins letzte Detail erschließen, muß seine Gedanken mitdenken. Das mag bei dem historischen Buch, auf das ich mich hier in Gedanken beziehe, leicht auszuführen sein - obwohl ich das Gegenteil erlebt habe -, in anderen Fällen ist es das ganz und gar nicht.

Gewiß kann man sein Wahrnehmungsvermögen für begriffliche Differenzen schulen. Daß das in einsamer Arbeit, am eigenen Schreibtisch möglich ist, möchte ich bezweifeln. Ohne ständige Weiterbildung im Dialog mit anderen Übersetzern und mit Wissenschaftlern wird man auf die Dauer nicht auskommen. Ich habe daher schon vor zwei Jahren in meiner Laudatio auf Holger Fließbach bei der Verleihung des Wieland-Übersetzerpreises gefordert, Geisteswissenschaftler und Übersetzer sollten sich zusammenfinden und gemeinsam über das Geschäft der Vermittlung fremdsprachiger Werke nachdenken. Das Echo war gering, um nicht zu sagen: es gab keines. Auch aus Ihrem Kreis habe ich kein Wort der Zustimmung oder der Ablehnung gehört.

Ohne Auftrag also habe ich den Versuch gemacht, den Vorstand des Historikerverbandes für die Einrichtung zweier neuer Sektionen auf dem nächsten Historikertag zu gewinnen. Es wird in Leipzig vielleicht erstmals ein Kolloquium von Verlegern und Historikern geben. Mein Vorschlag, es sollte ein Arbeitskreis von Historikern und Übersetzern eingerichtet werden, wurde abgelehnt - übrigens durchaus nicht unfreundlich. Vermutlich habe ich die Notwendigkeit eines solches Arbeitskreises nicht überzeugend begründet. Wenn Sie davon überzeugt sind, daß er für Sie nützlich wäre, dann sollten Sie Ihrerseits für seine Einrichtung werben.

Das geschähe am besten dadurch, daß Sie von Ihren Problemen als Übersetzer historischer Werke ausgingen. Diese Probleme, so denke ich, ließen sich durchaus so artikulieren, daß die Wissenschaftler das als Herausforderung empfänden. Wie könnte das in Ihrem Fall aussehen? Ich stelle mir z. B. ein Kolloquium vor, in dem Historiker der Frühen Neuzeit Begriffe erläuterten, denen zumindest in der deutschen Geschichtswissenschaft eine hohe Erklärungsleistung zugesprochen wird. Denken Sie nur an den Begriff der Sozialdisziplinierung oder an den der Konfessionalisierung. Würde man Kollegen aus Nachbarländern einladen, über die Rezeption oder Nichtrezeption solcher Begriffe in den nationalen Fachdiskursen zu reden, würde man sie gleichzeitig auffordern, dagegen die Begriffe zu stellen, mit denen sie arbeiten, so käme eine Debatte in Gang, die auch für die Fachwissenschaftler von höchstem Interesse wäre. Dabei könnte man, so denke ich, auf die Übersetzer gar nicht verzichten. Sie könnten die Historiker hinweisen auf sprachliche Hemmnisse bei der Rezeption von Begriffen, könnten andererseits falsche Vorstellungen von der Unvereinbarkeit einiger Konzepte beseitigen helfen. Daß Sie, die Übersetzer, von einer solchen Diskussion profitieren würden, brauche ich wohl nicht zu betonen.

Sie könnten es sich einfacher machen. Denkbar wäre, daß Sie einen Wissenschaftler zu einem Vortrag verpflichteten. Ich stelle mir vor, daß z. B. ein Religionswissenschaftler eingeladen

würde, über die Rezeption Durkheimscher Begriffe und Termini zu sprechen. Was zunächst als ein Kapitel der Wissenschaftsgeschichte erschiene, könnte sich zugleich als ein Stück Übersetzungsgeschichte - mit all ihren Problemen, verpaßten Chancen und gelungenen Lösungen - erweisen. Aus der Diskussion, die sich daran anschlösse, könnten Wissenschaftler wie Übersetzer lernen.

3. Der Übersetzer ist ein Schriftsteller

Werden der Sachbuchübersetzer und sein literaturbeflissener Halbbruder miteinander verglichen, dann ist meist davon die Rede, daß das literarische Werk eine größere Vielfalt von Stilebenen und Redeformen aufweise, dem Vermittler also viel mehr abverlange. Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber die weitverbreitete Vorstellung von der Einheit des Sprechstils in Sachbüchern wird der Wirklichkeit nicht gerecht. Fast jedes historische Werk ist gekennzeichnet durch einen Wechsel der Darstellungsweisen: narrative Passagen folgen auf Aktenberichte und Quellenzitate, Porträts auf Situationsanalysen, dazu kommen Auseinandersetzungen mit der Forschungsliteratur und methodologische Reflexionen. Sie alle haben ihren eigenen Stil. Wer sie angemessen wiedergeben will, muß ein Ohr für die Unterschiede haben. Er muß die Funktion bestimmter Stilmittel in der Ausgangssprache kennen und entscheiden, ob eine abbildliche Übersetzung möglich ist oder ob die Sprache, in die der Text transferiert werden soll, dafür andere Mittel vorsieht.

Findet er z. B. in einem erzählenden Abschnitt einen häufigen Gebrauch des Präsens, ist es dann richtig, im Deutschen ebenso oft die Gegenwartsform zu verwenden? Ist das sog. historische Präsens - trotz seines Namens - zumindest im Deutschen nicht eher eine Form der fiktionalen Gattungen Erzählung und Roman?

Damit bin ich bereits bei einem anderen Problem. Die Gattungen verfügen offenbar im Regelfall über ein Spektrum von Redeformen und schließen andere aus. Die sog. erlebte Rede - um ein Beispiel zu nennen - ist im Prinzip der erzählenden Literatur vorbehalten. Wer aber historische Werke liest, wird immer wieder auf diese Redeform stoßen, etwa: Sollte er sich hier geirrt haben? Konnte er seinen Anhängern diese Entscheidung plausibel machen? Würden sie ihm auf dem Wege folgen, den er damit eingeschlagen hatte?

Das muß nicht unbedingt falsch sein, nur sollte, wer so übersetzt, prüfen, ob das der Vorlage entspricht. Wir haben im Verlag C. H. Beck ein Buch des amerikanischen Sinologen Jonathan Spence verlegt, »Das Tor des himmlischen Friedens«. Der Autor überschreitet gelegentlich die Grenze, die Historiographie und Literatur trennt. Würde Spence nun die erlebte Rede als Stilmittel einsetzen - ich habe das nicht nachgeprüft - so wäre es geradezu falsch, wenn der deutsche Übersetzer davon nicht auch Gebrauch machte. In jedem Fall setzt die Entscheidung für oder gegen diese und vergleichbare Redeformen voraus, daß man Bescheid weiß über ihre Funktion und daß man souverän über sie verfügt, wo die Aufgabe schöpferischer Wiedergabe des Originals das nahelegt.

4. Der Sachbuchübersetzer ist ein Wissenschaftler

Der Sachbuchübersetzer muß zunächst einmal den Text der Ausgangssprache verstehen. Das klingt einfach. Indessen kann man schon aus Luthers - freilich etwas prahlerischer - Selbstdarstellung in seinem »Sendbrief vom Dolmetschen« entnehmen, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit der Übersetzer überhaupt Zugang findet zu dem Text, den er in seine Sprache übertragen möchte:

»... Ich kan Psalmen vnd Propheten außlegen/ Das künnen sie nicht. Ich kan dolmetzschen/ Dz können sie nicht. Ich kan die heiligen schrifft lesen/ Das können sie nicht. Ich kan biten/ Das können sie nicht. Vnd das ich herunter kome/ Ich kan yhr eygen Dialectica vnd Philosophie bas/ denn sie selbs allesampt. Vnd weiß dazu fur war/ das yhr keiner yhren Aristotelem verstehet. ...«

Der Übersetzer muß nicht nur in der Lage sein, den Wortsinn zu begreifen, er muß vielmehr auch die jeweilige Wissenschaftssprache kennen und den Transfer von der einen in die andere leisten. Handelt es sich um ein Werk, das deutschen Verhältnissen gilt, so muß der Übersetzer, sofern er sich nicht auf Hinweise des Autors stützen kann, die deutsche Fassung der Zitate ermitteln und - was schwieriger ist - die Stellen finden, auf die der Autor anspielt. Er muß zugleich bei der Wiedergabe des Originals spüren, wo der Verfasser auf der Ebene der zitierten Werke bleibt, wo er sie verläßt, und muß in der Lage sein, die Differenz der Sprachebenen zu erhalten. Nicht zuletzt muß der Übersetzer die deutschen Namen der Sachen und Institutionen kennen.

Seine Verantwortung ist da besonders groß, wo er auf einen - vermeintlichen oder tatsächlichen - Fehler des Autors stößt. Hier gilt zunächst einmal das Prinzip der Textkritik. Eine Konjektur - also: eine Korrektur - darf erst dann gewagt werden, wenn jeder Versuch, der Stelle einen Sinn beizulegen, gescheitert ist und wenn alle Indizien für einen Fehler sprechen. Der Übersetzer - auch wenn er einer der verwöhnten Begabten ist, die heute die Schule verlassen - muß zunächst einmal davon ausgehen, daß der Affe, der ihm aus dem Buch entgegenblickt, er selber ist.

Steht der Fehler doch im Buch, dann muß der Übersetzer eine Entscheidung treffen. Lebt der Autor noch, so kann er sich mit ihm verständigen. Der schon zitierte ibn Tibbon hatte dieses Glück. Erleichtert schreibt er im Vorwort zu seiner Übertragung: »Alle offenen Fragen konnte ich dem Autor vorlegen; tatsächlich habe ich ihm während des Schreibens viele Fragen übermittelt.« Lebt der Verfasser nicht mehr, so wird der Übersetzer zu entscheiden haben: läßt er den Fehler stehen, korrigiert er ihn stillschweigend, oder weist er seinen Eingriff nach? Der schlechteste Ratgeber in solchen Situationen ist die eigene Eitelkeit.

Das bisher Gesagte hätte ich auch im zweiten Abschnitt vortragen können. Die Leistung aber, die ich jetzt beschreibe, übersteigt das dort Geforderte und macht aus dem Übersetzer in der Tat einen Wissenschaftler. Das größte Problem dürften die für das jeweilige Werk charakteristischen, nur ihm eigenen Begriffe sein. Das Deutsche mit seinen schier unerschöpflichen Möglichkeiten der Wortbildung muß manche Übersetzer etwa in den romanischen Ländern oft zur Verzweiflung bringen. Aber auch wer neuere philosophische Werke aus dem Französischen ins Deutsche überträgt, kennt solche Probleme zur Genüge. Ist jemand mit dem wissenschaftlichen Diskurs, der in dem aufnehmenden Land herrscht, nicht vertraut, so behindert er die Rezeption des Werks eher, als daß er sie fördert. Wer z. B. Pierre Bourdieus »Les règles de l'art« übertragen will, muß wissen, ob der Begriff des »champ littéraire« in der deutschen Literatursoziologie bereits »besetzt« ist. Aber das reicht nicht aus: Er muß ein Gespür für die Aufnahmemöglichkeiten der Wissenschaftssprache haben, in die er übersetzt, ja, er muß den Hauptbegriffen seines Buches durch seine Wortwahl oder Wortschöpfung einen ihnen zukommenden Platz im Wort- und Begriffsfeld des rezipierenden Fachdiskurses verschaffen. Traugott König hat solche Probleme in der Nachbemerkung zur Neuübersetzung von »Das Sein und das Nichts«, teilweise Sartre zitierend, eindrucksvoll dargestellt.

Damit bin ich schon bei einem weiteren Aspekt Ihrer Arbeit.

5. Der Übersetzer ist ein Anwalt des Autors

Bücher werden im Hinblick auf eine wissenschaftliche oder vielleicht auch auf eine weitere Öffentlichkeit geschrieben. Der Autor hat im allgemeinen ein zutreffendes Bild von dem Publikum, an das er sich wendet. Er weiß, welche Kenntnisse er voraussetzen darf, ist vertraut mit der communis opinio über den jeweiligen Gegenstand, hat eine Vorstellung von Empfind-

lichkeiten, kann Kontroversen voraussehen. Die Öffentlichkeit, in der die Übersetzung erscheint, ist oft ganz anders. Sie hat andere Interessen, andere Übereinkünfte, andere Idiosynkrasien. Der Übersetzer muß die Öffentlichkeit, den Echoraum, in den er spricht, kennen, wenn er die Funktionen, die der Text in der Ausgangssprache hat, erhalten will. Funktional richtiges Übersetzen kann daher gelegentlich gegen das Gebot ganz genauer Wiedergabe des Originals verstoßen.
Hier ein Beispiel. Rahel Varnhagens letzte Worte sind oft zitiert, oft gedeutet worden. Der amerikanische Judaist Michal A. Meyer führt sie in seinem Buch »The Origins of the Modern Jew« an:
»Welche Geschichte!...eine aus Ägypten und Palästina Geflüchtete bin ich hier, und finde Hülfe, Liebe und Pflege von Euch! Dir, lieber August, war ich zugesandt, durch diese Fügung Gottes, und du mir! Mit erhabenem Entzücken denk' ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechts mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen.«
Mit diesen Worten beginnt übrigens Hannah Arendt das erste Kapitel ihrer Rahel-Biographie. Michael Meyer bezieht sich unter anderem darauf, wenn er fortfährt:
»Rahel was glad she had been born a Jew. But those writers who have tried to make her in some way >Jewish< have usually neglected the end of the same passage. Tearfully and near death, Rahel spoke to Varnhagen.«
»Lieber August, mein Herz ist im Innersten erquickt; ich habe an Jesus gedacht, und über seine Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erstenmal es *so* gefühlt, daß er mein Bruder ist. Und Maria, was hat *die* gelitten! Sie sah den geliebten Sohn leiden, und erlag nicht, sie *stand* am Kreuze! Das hätte ich nicht gekonnt, so stark wäre ich nicht gewesen. Verzeihe mir es Gott, ich bekenne es, wie schwach ich bin.«
Wer Michael Meyers Zwischentext wiedergibt, sollte wissen, daß er, der Übersetzer, in eine Öffentlichkeit hineinwirkt, innerhalb derer eine Kontroverse über Rahels Judentum ausgetragen wird. Es geht dabei auch um die Frage, ob der Vorwurf zutrifft, Varnhagen habe versucht, Rahels jüdische Herkunft und ihre Bindung an das Judentum zu verschleiern. Dazu hat in jüngster Zeit Ursula Isselstein differenziert Stellung genommen. All das ist mitzubedenken, will man den Autor nicht unüberlegt in eine Diskussion hineinziehen, auf die hin er gar nicht geschrieben hat. Hat er das aber getan, weil sie auch in seinem Lande geführt wird, so bleibt immer noch die Frage, wie man seine Äußerung angemessen wiedergibt.
Der Übersetzer wird freilich nie ganz vermeiden können, daß er in einem solchen Fall genau das tut, was er um des Autors willen vermeiden sollte. Dazu wird er beinahe zwangsläufig durch etwas getrieben, das zum Wesen der Übersetzung gehört: Gadamer hat es die »Überhellung« genannt. Der Übersetzer müsse »klar sagen, was er versteht«, er müsse »Farbe bekennen«. Immerhin wird sich die eine oder andere für den Autor schädliche »Überhellung« vermeiden lassen, wenn man sich der Problematik der eigenen Vermittlungstätigkeit bewußt ist - und wenn man etwas von der Sache versteht, um die es in dem Buch oder dem Essay geht.

6. Der Übersetzer ist der Stellvertreter des Autors

Der Übersetzer tritt mit der Fassung, die er einem fremdsprachigen Werk gegeben hat, vor ein Publikum, das der Autor selber sonst nicht erreichen würde. Gewiß, er kann den Autor nicht als Person ersetzen, aber er gibt ihm eine Stimme, die in der Öffentlichkeit des aufnehmenden Kulturkreises gehört wird. Ich bin nicht ganz sicher, ob sich alle Übersetzer der Verantwortung bewußt sind, die damit verbunden ist.
Es gibt Fälle - ich habe in meiner Laudatio auf Holger Fließbach darauf hingewiesen -, in denen die Stellvertreterrolle eine noch höhere Würde bekommt. Viele deutsche Emigranten haben nach einiger Zeit angefangen, Aufsätze und Bücher in der Sprache ihres Gastlandes zu schreiben. Sie alle könnten den einen oder anderen Namen aus dem Stegreif nennen, ich zähle hier nur ein paar auf: Hannah Arendt und Karl Löwith, Karl R. Popper und Ernst H. Gombrich, Felix Gilbert und Ernst Kantorowicz, Reinhard Bendix und Peter Gay. Nur wenige haben, als der Wunsch nach einer deutschsprachigen Ausgabe ihrer Bücher laut wurde, die Übersetzung selber übernommen. Wer einen solchen Autor übersetzt, der stellt sich unter einen hohen Anspruch: Er muß ihm die Sprache zurückgeben, in der er geschrieben hätte, wäre er nicht aus unserem Lande vertrieben worden.

Nach so vielen Worten zum Lob des Sachbuchübersetzers, die mir in diesem Kreise möglicherweise ein gewisses Wohlwollen eintragen, muß ich - ehe ich am Schluß noch einmal etwas über Sie und Ihre Rolle in der Öffentlichkeit sage - ein weniger erfreuliches Thema anschlagen: das der Beziehung zwischen Übersetzer und Verlag. Es hat zwei besonders garstige Aspekte, und von beiden soll hier die Rede sein.
Da ist zunächst das leidige Thema der Honorierung, genauer: der Honorarbeteiligung. »Ich habe manchmal den Verdacht, daß die großen Verlage sich absprechen: Wie weit wollen wir die Übersetzer nun ranlassen«, hat Burkhart Kroeber zu Fritz Göttler gesagt. Wenn es eine solche Absprache gibt, dann gehört C. H. Beck nicht zu den großen Verlagen. Wahr ist jedoch, daß wir alle uns mit der Beteiligung schwer tun, was nicht heißt, daß wir nicht bemüht sein sollten, den Weg zu Beteiligungsformen zu bahnen.
Das Geschäft mit Sachbuchauflagen von 100 000 und mehr Exemplaren ist mir - als dem Lektor eines wissenschaftlichen Publikumverlages - weniger bekannt als den Vertretern der reinen Publikumsverlage. Es mag sein, daß bei solchen Werken Honorarstaffeln gelten, die den Verlagen eine Beteiligung der Übersetzer schwer machen. Ich glaube das indessen bis zum Beweis des Gegenteils nicht.
Das eigentliche Problem stellen die mittleren Auflagen von - sagen wir - 5000 bis 10 000 oder 15 000 Exemplaren. Bei den darunter liegenden Kleinauflagen steht die Frage einer Beteiligung ja gar nicht zur Debatte. Insbesondere die amerikanischen Verlage und ihre Agenten verlangen hohe Vorauszahlungen, die natürlich Zinsen kosten, und handeln rasch ansteigende Staffeln für die Lizenzgebühren aus. Man kann, wenn man Glück hat, für die ersten 8 000 Exemplare 6% erreichen. Die Übersetzungskosten, die man für diese erste Auflage aufwenden muß, übersteigen in der Regel 4%. Nun sind 10% keine magische Grenze, aber ihre Überschreitung macht deshalb immer mehr Probleme, weil gleichzeitig die Buchhandelsrabatte steigen. Wer eine Auflage von 8 000 und mehr Exemplaren verkaufen will, muß heute den Höchstrabatt von 40 bis 45% anbieten, weil er nur unter dieser Bedingung sich der Mitwirkung des Buchhandels versichern kann.
Es scheint mir nun nicht ganz verwerflich, daß der Verlag bei einer zweiten Auflage, für die er dann vielleicht 8% bezahlt, noch einen Teil der Übersetzungskosten mit anrechnet, also wiederum auf etwa 10% Honorarbelastung kommt. Danach zahlt er mit Sicherheit an den Lizenzgeber mindestens 10%, d.h. der Spielraum wird nicht größer. Trotzdem sollten die Verlage darüber nachdenken, welche Beteiligungsmöglichkeiten sich bei mittleren Auflagen finden ließen. Bei sehr hohen Auflagen sollten sie selbstverständlich sein.
Ich komme auf das Thema zurück, möchte hier aber einen Exkurs über die Übersetzung von Büchern einfügen, die nur in kleinen Auflagen erscheinen können oder könnten. Die Verlage stehen hier vor immer größer werdenden Problemen. Werden solche Übersetzungen nicht subventioniert, so wird man im allgemeinen auf die Übertragung verzichten, es sei denn, man entschlösse sich aus anderen als ökonomischen Erwägungen zur Veröffentlichung. Nicht selten geht es dabei um Bü-

cher, die für das jeweilige Fach eine große Bedeutung erlangen könnten. Die Vorstellung, sie würden auf englisch oder gar in einer anderen Sprache gelesen, ist eine schöne Illusion.
Ich habe einmal das Gedankenspiel angestellt, daß eine Stiftung, die die Ausbildung von Übersetzern förderte, den Besten eines Jahrgangs die Subvention für eine solche Übersetzung schenkte. Das wäre ein wichtiger Beitrag zur Bereicherung der jeweiligen Fachwissenschaft, würde dem jungen Übersetzer eine Startchance geben, ja würde ihm eine Qualifikation vermitteln, die ein wie immer geartetes Examen ihm nicht ohne weiteres einbrächte. Meine Überlegungen sind an einer Stelle auf Beifall gestoßen, erfolgreich waren sie nicht. Vielleicht können wir gemeinsam mehr ausrichten.
Doch zurück zur Frage der Beteiligung. Auf die Gefahr hin, mich unbeliebt zu machen, sage ich: Auch wenn die Übersetzung inzwischen als eine dem wissenschaftlichen Werk vergleichbare schöpferische Leistung gilt, scheint es mir verfehlt, daraus den Anspruch auf Honorarbeteiligung des Übersetzers um jeden Preis, also ohne Ansehen der Qualität der Übertragung abzuleiten.

Damit bin ich bei dem unerfreulichen Thema der Qualität der Übersetzungen. »Ich würde behaupten, die meisten Übersetzungen sind leider sehr schlecht«, hat Burkhart Kroeber in dem schon einmal zitierten Interview gesagt oder - ich bin in diesem Kreise schon um seinetweillen vorsichtig - soll er gesagt haben. Was immer er tatsächlich geäußert hat - die Aussage ist leider richtig. Die meisten Übersetzungen müssen mit erheblichem Arbeitsaufwand in den Lektoraten korrigiert werden. Ich will gar nicht bestreiten, daß es Lektoren gibt, die ihrerseits schlechte Arbeit leisten und den Übersetzern Eingriffe in ihren Text nahelegen, die unzumutbar sind. Aber ich bleibe dabei: Es gibt viele Übersetzer, die ihrer Aufgabe sachlich und sprachlich nicht gewachsen sind. Verstehen Sie mich bitte nicht falsch: Ich weiß sehr wohl, wie oft persönliche Not dazu führt, daß jemand sich dazu entschließt, als Übersetzer zu arbeiten. Aber wir, die wir nun einmal die Anwälte der Autoren sind, müssen darum bemüht sein, die beste aller denkbaren Übersetzungen zustandezubringen.
Man könnte über die Mißstände hinwegsehen, denn schließlich kennt man im allgemeinen eine hinreichend große Zahl guter Übersetzer. Aber es gibt Situationen, in denen man nach einem neuen Partner Ausschau hält - und da muß man leider mit einer bedenklichen Täuschungsstrategie rechnen. Es kommt immer wieder vor, daß sich Übersetzer mit einer langen Liste übersetzter Werke bei einem Verlag um Aufträge bewerben. Ist man davon beeindruckt und bittet sie um eine Probeübersetzung aus einem Werk, das man gerne veröffentlichen würde, so erhält man ein vortreffliches Ergebnis. Schließt man dann einen Vertrag und bekommt nach der verabredeten Zeit die Übersetzung, so ist man nicht selten enttäuscht, um nicht zu sagen: entsetzt. Entweder, so muß man annehmen, hat sich der Übersetzer bei seiner Probeübertragung besonders angestrengt, oder aber er hat sich fremder Hilfe bedient.
Zumindest in einem - zum Glück zeitlich weit zurückliegenden Fall - hatte ich den Eindruck, der Vertragspartner habe die Übersetzung, die dann unter seinem Namen erschien, gar nicht selber verfaßt, habe sie vielmehr an einen »Sklaven« vergeben. Daß solche Praktiken schädlich sind, muß ich nicht betonen. Sollen solche unzuverlässigen Übersetzer am Erfolg eines Buches beteiligt werden? Vielleicht sagen Sie ohne Zögern mit mir: nein. Was halten Sie indessen vom Anspruch der redlichen, aber schlechten Übersetzer auf Beteiligung? Soll sie denen, die großartige Übersetzungen liefern, und denen, die im Verlag beträchtliche Arbeit verursachen, unterschiedslos zustehen? Wenn man aber anerkennt, daß die Beteiligung an die Leistung des Übersetzers gebunden sein sollte - wie kann man dann verhindern, daß die Verlage die Regeln festlegen, nach denen sie eine Beteiligung gewähren, daß die Übersetzer in die Rolle dessen gedrängt werden, der Gnadengaben empfängt oder durch Versagung bestraft wird? Ich denke, hier gibt es noch manches zu klären.
Es gibt auf der anderen Seite nicht hinreichend viele Möglichkeiten für hochqualifizierte Anfänger, ihre Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. Burkhart Kroeber hat mit Recht beklagt, daß bei Buchbesprechungen die Namen der Übersetzer nur selten genannt werden. Ob man sich freilich angesichts der Inkompetenz vieler Kritiker freuen sollte, wenn sie regelmäßig Urteile über die Qualität einer Übersetzung abgäben, scheint mir zweifelhaft. Aber man sollte vielleicht Fehlurteile in Kauf nehmen, wenn die Rezensenten es sich zur Pflicht machten, immer auch etwas über die Leistung des Übersetzers zu sagen.
Jeder Lektor kennt einige sehr gute Übersetzer. Manchmal sind sie gerade dann mit einer großen Übertragung beschäftigt, wenn man ihre Hilfe benötigte. Man sucht also nach einem neuen Mitarbeiter. In meinem Verlag treffen täglich im Durchschnitt drei Bewerbungen um eine Übersetzung ein. Wie kann man die Hochqualifizierten von den weniger Fähigen unterscheiden? Die Nachdenklichen unter Ihnen wissen, daß das nicht nur unser Problem, daß es vielmehr auch Ihres ist. Eine weitere Akademisierung - wenn Sie mir diesen Ausdruck durchgehen lassen - scheint mir schon deshalb keine Antwort darauf zu sein, weil allenthalben längst Zweifel am Wert der deutschen Examina aufgekommen sind. Ich denke, wir können eine Lösung solcher Probleme nur gemeinsam finden.
Ein bescheidener Beitrag dazu wäre die Stiftung von Preisen. In einem kleinen Kreis von Kollegen wurde der Vorschlag gemacht, wir sollten einen Preis der Münchener Lektoren für Sachbuchübersetzer vergeben, einen Preis, der dem Ausgezeichneten nicht viel Geld einbrächte - denn reich sind wir zumeist nicht -, der ihm aber bei Bewerbungen um Aufträge helfen könnte. Vielleicht können wir heute über die Realisierung dieses Vorschlags miteinander sprechen.

Doch zurück zu Ihrer Arbeit, Ihren Problemen und den Ihnen abverlangten Leistungen. Trüge ich meine Überlegungen mit vielen Konjunktiven vor, entwürfe vor Ihnen mein Bild von Ihrer Arbeit in diesem Modus und kämen Sie in die Lage dessen, der das einem nichtdeutschen Puplikum vermitteln sollte - wie würden Sie das ins Italienische, Französische oder irgendeine andere Sprache übersetzen? Sie müßten wohl zuerst die Frage nach der Funktion dieser Konjunktive stellen. Sind sie Vorbehaltssignale, Formen des Ausdrucks von Ironie, zeigen sie den Entwurfscharakter des Gesagten an - oder sind sie schlichtweg eitel oder preziös? Denken Sie sich den umgekehrten Fall: Ein italienischer Text voller Möglichkeitserwägungen oder ironisch vorgetragenen Behauptungen wäre zu übersetzen. Wiederum müßten Sie zunächst einmal den Aussagemodus des Originals erkennen. Vielleicht enthielte er keinen einzigen Konjunktiv. Wäre aber nicht gerade in der deutschen Wiedergabe die Verwendung des Konjunktivs angemessen? Oder bestünde die Gefahr, daß im Deutschen als albern erschiene, was im Original witzig ist, als gedanklich unsicher, was im Italienischen mit Scharfsinn vorgetragen wird? Indem Sie sich für eine Deutung entscheiden und für die Wiedergabe die entsprechenden Stilmittel der Aneignungssprache wählen, bestimmen Sie das Schicksal des Essays oder Buches in Ihrem Lande mit. Noch einmal: Sie sind der Anwalt und der Stellvertreter des Autors.
Während die literarische Öffentlichkeit das längst erkannt hat, ist die wissenschaftliche gegenüber der Leistung des Übersetzers im allgemeinen gleichgültig. Das hängt wohl mit den nicht selten primitiven Vorstellungen zusammen, die man sich dort von seiner Arbeit macht. Er übersetzt entweder schlecht oder gut. Gut heiß: dem Original angemessen. Die schlechte Übertragung wird verurteilt, die gute hingegen nicht etwa belohnt, denn sie tut nach weitverbreiteter Vorstellung nichts anderes, als daß sie die ihr zukommende Dienerrolle perfekt ausfüllt. Solche Relikte feudalen Denkens würden verschwinden, begriffen die Wissenschaftler, was ein guter Übersetzer leistet, sähen sie ihn als ihren Partner.
Es ist eine Illusion zu glauben, man würde das durch Appelle

erreichen, gleichsam durch Zurufe über die Grenze hinweg. Sie müssen dieWissenschaftler vielmehr in Ihre Diskussionen hereinziehen, müssen sich ihnen andererseits als Gesprächspartner anbieten. Wir haben in Deutschland eine Fülle von wissenschaftlichen Gesellschaften. Werden Sie dort, sofern Sie die Voraussetzungen für eineAufnahme erfüllen, Mitglied, gestalten Sie die Programme mit, und zwar so, daß dabei auch Ihre Probleme und Leistungen zur Sprache kommen.
Ein Ideal, das jede wissenschaftliche Betätigung mitbestimmt, verlangt geradezu nach Ihrer Mitwirkung am wissenschaftlichen Diskurs. Seit der babylonischen Sprachverwirrung träumt die Menschheit von einer Rückkehr zur idealen Sprache, die dann zugleich eine Wiederherstellung des Einsseins mit der Schöpfung wäre. Umberto Eco hat darüber soeben ein Buch geschrieben, daß auf deutsch in der Reihe »Europa bauen« erscheinen wird. Ich kenne es nur in Auszügen und weiß nicht, ob er auch auf die neuzeitliche Wissenschaft eingeht. Ihr nämlich ist eine utopische Vorstellung eingeschrieben: die, daß Wissenschaft potentiell *eine* sei, daß sie, wenn auch auf ihrem begrenzten Gebiet, die babylonische Sprachverwirrung rückgängig mache, indem sie alle an dem Fachgespräch Beteiligten zu *einem* Publikum vereint. Wenn Wissenschaftler an dieser Vorstellung festhalten - ich gehe hier nicht darauf ein, daß manche Jüngeren einen solchen Diskurs als gleichsam kolonialistisch ablehnen -, wenn sie ihr weiterhin Geltung verschaffen wollen, haben sie ohne die Mitwirkung der Übersetzer keine Chance, sie zu verwirklichen. Was dank der Arbeit der Übersetzer mehr sein könnte als nur eine regulative Idee, würde entrückt ins Reich der Träume.

---

[1] Günter Seib hat in seinem Korreferat darauf hingewiesen, daß ich mich in bezug auf den Koran irrte. Ich lasse meinen Vortrag an dieser Stelle unverändert, gleichsam als Mahnung an mich selbst und an die Übersetzer und Lektoren, die diesen Text lesen mögen: Wir alle bewegen uns immer wieder auf Gebieten, von denen wir nicht sehr viel wissen. Um so vorsichtiger, bescheidener, selbstkritischer sollten wir sein. Diese Haltung gibt uns aber zugleich das Recht, den Experten auf ihr Gebiet zu folgen, sie zum Gespräch herauszufordern. Selbstkritische Bescheidenheit und Selbstbewußtsein schließen sich nicht aus.

[2] Ich übernehme diesen Begriff von Nicholas de Lange, Reflections of a Translator. The Sixteenth Annual Rabbi Louis Feinberg Memorial Lecture in Judaic Studies. Judaic Studies Program, University of Cincinnati. March 18, 1993. Dort auch das zweite ibn Tibbon-Zitat.

Anmerkung der Redaktion:

Aus Platzgründen folgt das Koreferat von Günter Seib *Unsittliche Anschläge und Zittern vor Zitaten - Erfahrungen mit Lektoraten und Verlagen beim Übersetzen von Sachbüchern* in der nächsten Ausgabe.

Andreas Klotsch

Der schönste Tag in meinem Leben, oder Große Schatten werfen ihre Ereignisse voraus

Ab März (1993) war ich ein frohgemuter Stern in Europas hoffnungsvoller Flagge; vielleicht der siebte von links. Das makelfreie Rund der gelben Fünfzacker symbolisiert, auf beglückende Weise, edelstes Miteinander der Nationen - den Gedanken hoher gegenseitiger Achtung.
Schlimmstenfalls ist da, sagte ich mir, kameradschaftlicher Wettstreit im Gange, ein Turnei ritterlich bis zum Halali. Und diesmal war nun ich auf die Strecke gebracht: Ein deutscher Kandidat unter Kandidaten zum Europäischen Übersetzerpreis („Aristeion") 1993.
Ehre wem Ehre gebührt? Die Betroffenheit des Bescheidenen wich, weil im Sommer ein Zwischenausscheid ohnehin gründlich dezimieren würde, heiterem Unbeschwert, das ich auf weite Reise nach Portugal mitnahm.
Katastrophenfälle in der Heimat würden mir, war mit einer trauten Seele vereinbart, zum Mondscheintarif nach Lissabon gemeldet. So erfuhr ich dort, Mitte September, daß ich im Endausscheid sei und eilends ein ansehnliches Foto meiner Person nach Brüssel zu liefern hätte, für eine Schausäule, die mich in gutes Licht setzen wolle. Die Kürung fände am 26. November statt, in Antwerpen, der „diesjährigen" Kulturhauptstadt Europas.
Als ich, heimwärts, um den Bodensee bog, war ich gewärtig, daß, ein Effekt der Erdkrümmung, am Horizont jene Schausäule hervortauchen werde, die mich auf älterem Porträt vorteilhaft jünger zeigte, hintergründig lächelnd. Noch nahm ich alles gelassen.

Dann holte mich der Ernst des Lebens ein. Ich begriff die Tragik des russischen Rouletts: Von den verbliebenen sechs Kandidaten träfe es einen unfehlbar. Und jener konnte ich sein, so gut wie restliche vier. Denn mochte beim Vorausscheid bar die überstzerische Leistung gegolten haben, z.B. ein vom Franzosen genial unterlassener doppelter Genetiv gegen einer Dänin stillschweigend vermiedene Partizipialkonstruktion, so würden dieses Mal unwägbare oder manifeste Externa den Ausschlag geben, also: „Heuer nicht schon wieder ein Grieche!"; oder: „Seien wir lieb zu kleinen Ländern"; oder, denk einer: Ich selbst hätte das Pech, die Jury wertete mein Kommen aus dem Osten als Bonus, und ich wäre - Schreck laß nach - plötzlich Sieger.
Längst aber tat mir die Belgierin leid, die ich unter uns Endkandidaten wußte. Sie im eigenen Land küren? Das röche sehr nach Kotau; fehlte nur, den mit fälligen Europäischen Literaturpreis bekäme ein Niederländer, da könnte man ja gleich auch noch für Luxemburg ein Preislein dranhängen, und das ganze wäre himmelschreiend ein Benelux.
Der Festakt, entnahm ich dem mir, samt Einladung, rechtzeitig zugestellten Programm, war stilgerecht auf der Höhe jener kontinentalen Entscheidung: Bei der Preisverkündung, am Comedieplaats, würden fünf Reden gehalten; es spräche The Burgomaster of the City of Antwerp, The Minister of the Government of Flanders for Culture, The European Commissioner for Culture, The President of the Jury of the European Translation Prize, sowie jener of the European Literary Prize.
Irgendwo wäre, freilich, auch der bassen Stimme des neuen Preisträgers ein Wörtchen abverlangt, ein gestotterter Dank mindestens. Denn, ich schicke voraus, die Prozedur sollte die der Oscar-Verleihung sein: Da sitzen ihrer sechs in Saales Menge, sie wissen nicht, niemand weiß, nur die Jury, dann der große Augenblick, einer meint, sich verhört zu haben, fünf andere haben richtig gehört, sie sind's nicht geworden und lächeln heroisch. Den Sieger überbrandet Beifall, er muß dann etwas sagen, bitte was rührend Persönliches, charmant vorgebracht, und mit Esprit, immerhin haben sich vor ihm fünf andere je ein Bein ausgerissen.
Ach, es war dies nicht alles. Von 21 bis 23 Uhr fände ein dinner at the Marmeren Zaal of the Zoo statt, kultiviertes Speisen; und der Lorbeerbekränzte müßte überdies, aus selbem Mund, zwei Stunden mit intelligenter Tischkonversation brillieren.
Und es käme noch schlimmer. Tags darauf ein public forum to mark the presentation of the Aristeion Prize 1993. Der Prisen-Pirat öffentlich vorgeführt, zum Interview, mit Europas Medien, und da von hundsföttischen Fragern sicherlich säuisch in die Pfanne gehauen. Die fünf zweiten Sieger konnten sich tröstlich als schon gerächt betrachten.

Fast reute es mich nun, daß ich mir nicht bei jedem Problemchen stets auch seine zugleich transzendentale Größe vergegenwärtigt und mir diese voll ins Bewußtsein gehoben hatte, somit ich schlagfertig im Besitz aller Antworten gewesen wäre. Nun aber nichts mehr zu retten war, wurde ich von Herzen fröhlich und kaufte mir einen dunkelblauen Anzug.
Diesem Zweireiher - 100% Wolle, dezenter Chic - paßte ich wie angegossen. Und schon auch hatte ich das teure Stück in Verdacht, mit mir im Ausland Staat machen, selber glänzen zu wollen. Ob so großer Verantwortung besann ich mich, und schräg

in den offenen Schrank hinein beredete ich mit meinem Anzug Wege ehrbaren, heilen Durchkommens dort in Belgien.
Ruinös, beispielsweise, wäre mein naives Geständnis, ich habe mir, wie die Lilie auf dem Felde, nie einen Gedanken zur Übersetzungstheorie gemacht, sei trotzdem aber - bittschön, deshalb saß ich ja (also falls) hochbepreist hier - Europas momentaner Gipfel dieser Kunst.
Noch ruinöser wäre, ich verlangte von den bestallten Übersetzungswissenschaftlern, daß sie, um urteilsbefugt zu sein, selber jemals einen einzigen fremdländischen Satz ins Deutsche gebracht hätten - aberwitzig fürwahr; als forderte man von einem Sexualkundler, er müsse wenigstens einmal im Leben den Beischlaf selber geübt haben.
Der Knackpunkt aber waren die, tags zuvor, erwarteten Dankworte aus der Lamäng. Im ersten Satz, nach menschlichem Muster, sagt man, daß man gerührt ist, im zweiten, daß einem die Worte fehlen. Der dritte möchte nun aber doch tief aus dem eigenen Innen kommen. Ich, in Erwägung, was an Viel nicht gewesen und an Wenig mir bestenfalls noch unterkommen wird, wollte dem Auditorium, vielleicht, bekennen, dies sei der schönste Tag in meinem Leben; übersetzungsmäßig, also beruflich.

Beizeiten absolvierte ich eine Probefahrt nach Tempelhof, zu meinem dort bereitliegenden Sabena-Ticket, damit wir hernach pünktlich am Propellerflugzeug wären und unfehlbar dann in Antwerpen. Auch übte ich täglich den Satz von meinem schönsten Tag im Leben.
Und in den Mußestunden bedauerten wir, mein blauer Freund und ich, die chancenlose Belgierin.
Nur eine schwache Minute erlag ich dem Gedanken, nicht ich würde Sieger. Prompt war ich ein Loderfeuer aus übelsten Ressentiments gegen „die dort" - die propellern sich, irre teuer, unbescholtene Schlucker hin, und April, April!; die feiern sich im Grunde selbst!; die machen uns zum Garniersalat auf ihrem Partybüffet!
Oh, es müßte, wer eine Rede hält, dies stets mit am Hut plakatiertem eigenen Nettostundenlohn tun müssen, dann wären die Heuchler, besonders wenn sie arme Übersetzer hochloben, auf der Stelle enttarnt, sagte ich zu meinem Anzug.
Nun aber. Zwei Tage vor dem großen Ereignis ein Anruf aus Antwerpen: Die Kürung sei, wegen landesweiten Generalstreiks, dem ersten seit 1936 (!), auf den 13. Dezember verschoben; „Brief mit neuen Daten folgt". Ich beglückwünschte das tapfere belgische Volk zu seiner mutigen Tat, hätte selber nun quasi drei Wochen Zeit, mir für alle Fragen der Übersetzungskunst die Antwort zu finden. Doch ich warf mich wild ins Tagwerk, um meinem Durchschnittssalär freundlicheres Aussehen zu geben.
Auch tüftelten wir vorm Einschlafen an den spontanen Dankworten. Es ließe sich mein Kernsatz z. B. um die geglückte Bemerkung erweitern, daß wir Deutsche ein Sprichwort haben: „Wenn es am schönsten ist, soll man aufhören". Aber welcher niveauvolle Nettostundenlohn am Hut verstünde die feine Ironie meines noch eine Weile nicht berenteten Knurrmagens?, und erahnte gar das hohe Ethos dessen, der sich Kulturmittler par excellence weiß und am ehesten sisyphoshaft in den Sielen stirbt.

So verstrich, in Erwartung der neuen Order von dort, die Zeit. Abend für Abend, notierte mein Tagebuch: „Aus Belgien noch nichts" oder „Flandern schweigt". Knapp vor dem 13., etwas beunruhigt, mein Anruf in Antwerpen, bei Kontaktperson Mademoiselle Anne, locker vom Hocker: Bon jour, ich sei ein Aristeion-Kandidat und ... „Mais!" sagte sie, und es klang wie vorwurfsvoll gefragt, ob ich denn die Weltpresse nicht lese. Ich vernahm eine karge Mitteilung, rief „Mais comment!" und sie, philosophisch: „Eeeh, voilà!"
Ich, baff, legte auf. Aber baff! Mein erster Gedanke: Wie sag ich's meinem Anzug! Dann trieb es mich mächtig ins Freie. „Benelux! Benelux!" rief ich in den Wind. Später, mit vollem Netz aus dem Supermarkt heim, und von dortigen gleichermaßen stolzen Preisen etwas abgelenkt, zweifelte ich gelinde, ob ich wirklich angerufen hatte, und daß tatsächlich die Belgierin, und auch der Niederländer ... schon am 26. November, im Dunkel des Generalstreiks! Morbleu!

Leise öffnete ich, spaltbreit, die Schranktür. O ahnungsloser Bläuling, da hing er in konzentriertem Sinnen, arbeitete an unseren spontanen Dankworten. Lautloses Schließen der Tür. „Wer hat in Antwerpen von meinem Tellerchen gegessen?" sagte ich. „Wer hat in meinem teuren Hotelbettchen geschlafen? Wer hat nicht nur den Termin verschoben? Und mein Propellerticket? In welchem Orkus endete die Schausäule meines intelligenten Lächelns? ..." Lauter Fragen.
Aber mir würde - Europa seit zweitausend Jahren ein zivilisierter Kontinent, und Antwerpen dessen Kulturhauptstadt - erschöpfende Antwort zuteil, ehrbar Satisfaktion. Ich hatte es mir ausbedungen.
Also trat ich täglich freudig vor meinen Briefkasten. Gehörig lange. Dann erste Zweifel. Anstand gibt es auf dieser Welt, aber gibt es Belgien? Mir fiel ein, daß ich 1961, auf meiner Lambretta, durch Waterloo gefahren war. Also Belgien gibt's. Aber gibt es Anstand?
Zu Trost und Fassung führte ich meinen blauen Freund in die Christmette. Auf der Empore sang eine Stimme, vom Himmel hoch, da käm sie her, „ich bring euch gute neue Mär". Ab da freute ich mich stets erst bei Schluß der Briefkastenleerung; weil aus Antwerpen jedesmal wirklich nichts dabei war. Ehe die mir jetzt mit Bemäntelung kommen, mit Wischiwaschi! Alles oder nichts!
Die in Antwerpen verabscheuten die Halbheiten ebenso, sie bewiesen Charakter, sie taten gründlich nichts - bis auf den letzten Tag.
Zu Sylvester Kracher und Schwärmer, meiner Enkelin und mir um die Ohren. Hand in Hand suchten wir Deckung hinterm Baumschaft, Schlag Zwölf riefen alle: „Prost Neujahr!", mich aber traf eine Stielrakete der Erleuchtung: Jetzt, jetzt ist Antwerpen nicht mehr Kulturhauptstadt Europas!
Warmer Schmerz flutete mein Innerstes, wie beim Anblick der Akropolis bar der alten Griechen. Ubi sunt? „Wo sind sie geblihiben?", wer wird das je verstehn. Doch eine Hand preßte die meine, in unseren Kindern leben wir fort, durchfuhr es mich, ich preßte zurück, mein Kind schaute auf, wie: Aus den Großvätern kommen wir.

Seither, allen, allen verzeihend (wieso allen?), beseelt mich der Freude schöner Götterfunke. Die Welt eitel Heiterkeit. Vielleicht daß ich an einem Sommersonnentag vom holländischen Breda unauffällig hinüberfietse nach Antwerpen, mich da auf den Marktplatz stelle, mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen, mir wonnig zurufe: Hier, hier muß es gewesen sein!

Einmal schon träumte mir von jener Stadt. Ich saß dort in einer weißen Park-Rotunde, da bog hinterm Strauch hervor ein Bernhardiner, treu und stumm wie Flandern. Ihm hinterdrein eine Frau mit großer Kokarde auf der schönen Brust. Ich winkte sie zu mir, und so saßen wir drei einander gegenüber, wortlos und traut, ein jeglicher auf seinem gelben Fünfzack, weil den Rundsitz das Europa-Emblem zierte. Mein Blick wanderte vom Busen der Frau zur schönen Kokarde - da las ich, in griechischen Lettern, kreisförmig gesetzt: ARISTEION 1993. Worauf ich ihr wissend tief in die Augen lächelte.

Sie tat mir ein gleiches. Und ihr feuchter Blick gestand: Es war der schönste Tag in meinem Leben.

BÜCHER FÜR ÜBERSETZER

Schmid, Bernhard: American Slang: amerikanisch-deutsch
Frankfurt am Main: Eichborn 1993
224. S., kt., DM 29,80
ISBN 3-8218-0431-9

Bernhard Schmid, freier Übersetzer (u.a. von Tom Wolfe) in Nürnberg, hat offenbar seinen Zettelkasten ausgewertet und im Alleingang annähernd 5000 amerikanische Ausdrücke und Redewendungen für sein Wörterbuch zusammengestellt: Gelegenheit zum Stöbern und Schmökern, eine Fundgrube für Amerikafreaks, aber auch gedacht als ernstzunehmendes Arbeitsmittel für Profis aus der Text-, Literatur-, und Werbebranche.
Im Unterschied zu den bisher vorhandenen konkurrierenden Wörterbüchern geht es bei Schmid nur am Rande um die semantische Bedeutung, die sich schließlich, darauf weist er selber hin, auch anderswo, z. T. sogar in den modernen zweisprachigen Großwörterbüchern auffinden läßt. Was er mit dem Buch leisten will, ist die Auflistung einer möglichst großen Zahl von deutschen Entsprechungen auf derselben Sprach- und Stilebene: z.B. nennt er unter *chicken feed*, definiert als „kleiner Betrag", nicht nur „ein paar Kröten", „Kleinvieh" und den „Hungerlohn", sondern außerdem noch 3 weitere Synonyme. Wem hierzu sofort das gut neudeutsche „peanuts" einfällt, der findet dieses als englisches Stichwort, in der Bedeutung „eine unbedeutende Summe", mit 6 Varianten von „Pipifax" bis zu „n'Appel und n'Ei", während wiederum der „Pappenstiel" und die „schöne Stange Geld" unter dem Stichwort *not be peanuts*, d.h. „nicht zu verachten sein" auftreten; nicht zu verwechseln mit *tear up the peapatch* gleich „Krach schlagen.../ Theater / Radau / Spektakel machen / ... Tamtam ... / Stunk machen ...".
Daß es hauptsächlich um Übersetzungshilfe geht, wird aus der Aufnahme so bekannte idioms wie *how about* oder *what's happening* (3 bzw. 7 deutsche Ausdrücke) deutlich; allgemein gebräuchliche idiomatische Wendungen wie *die hard, be out of one's depth* haben eigentlich im Slang-Lexikon nichts zu suchen, was erst recht für übertragbare Metaphern (*raid the fridge* - „den Kühlschrank plündern") gilt. Aber das Verdienst des Buches als Arsenal für Übersetzer soll darum nicht bestritten werden. Wem würden schon auf Anhieb 35 deutsche Schmähwörter für die bzw. den amerikanischen *bimbo* in den verschiedenen Bedeutungsvarianten einfallen? Dafür genügt dann bei den urig klingenden, sicher weniger verbreiteten *bim, bimbette, bimboid, bimbitude* und *bimbosity* ein kurzer Hinweis. Die alte Behauptung, daß Slang überwiegend Männersprache und häufig gegen Frauen gerichtet ist, wird wieder einmal bestätigt; beide Sprachen verfügen, wie man hier nachzählen kann, über eine ganz beträchtliche Anzahl von Synonymen z.B. für *bitch*. Der größte Teil des Vokabulars hat naturgemäß mit männlicher Sexualität, Drogen, Defäkation und Vomitus zu tun.
Wer Kuriositäten liebt, findet sie in diesem Buch vor allem in etlichen ausführlicheren Artikeln, die die Entstehungsgeschichte des jeweiligen Stichworts mitbehandeln wie z.B. unter *nerd*. Dort erfährt man zusätzlich Bedeutungsnuancen und Abgrenzungen der sinnverwandten Wörter *creep, dork, dweeb, jerk* und *square*. In Einzelfällen sollte man die Angaben nicht ungeprüft übernehmen: z.B. für *yenta* gibt Schmid „Klatschweib" an, während Jonathan Green (1984) *a nagging, whining person* (nach einer Bühnengestalt aus den 1920er Jahren) vermeldet (und das größere NTC's Dictionary, 1989, sich gänzlich ausschweigt).
Schmids Quellenverzeichnis ist beeindruckend, Belege sind allerdings im einzelnen nicht zitiert; über die lexikalische Richtigkeit zu urteilen, ist angesichts des in Abhängigkeit von Zeit- und Ortsumständen changierenden Materials fast unmöglich.
Übrigens: Die Sprache der Schwarzen in USA ist kaum berücksichtigt - mit wenigen kuriosen Ausnahmen wie *jerry juice*, „eine chemische Substanz, mit der Schwarze ihre Haare ondulieren oder locken."
Im Vorwort warnt Schmid vor möglicher Blamage: es soll sich keiner einbilden, er könne mit dem hier gelieferten Wortschatz im Gepäck nach drüben fliegen und „gleich irgendwo dazugehören". Stellen wir ein weiteres Warnsignal speziell für Übersetzer daneben: in dem deutschen Wörtervorrat haben sich ein paar Oldies wie „pfündig" oder die längst gestorbene „Wachtbrumme" versteckt. *Careful, or you'll flub the dub!*

Irmgard Andrae

Hinweis der Redaktion

Bernhard Schmid, der Autor des oben besprochenen Slangwörterbuchs, bietet den Lesern unserer Zeitschrift an, Anfragen zu Begriffen aus der amerikanischen Umgangssprache zu beantworten. Er hat seine „Grenzwerte" wie folgt definiert:

„Zur Erweiterung meines Archivs würde ich, nach besten Möglichkeiten, Anfragen zu Begriffen aus der amerikanischen Umgangssprache beantworten, die entweder nicht in meinem WB aufgeführt sind oder auf die meine Lösungen nicht zu passen scheinen.
- maximal drei Anfragen pro Brief
- unbedingt eine Fotokopie der ganzen Seite, auf der der fragliche Begriff vorkommt, mit vollständigen bibliographischen Angaben
- ausreichend frankierter und adressierter Rückumschlag
- Ende der Aktion 31.12.1994."

Richten Sie Ihre Anfragen bitte an:
Bernhard Schmid, Josephsplatz 24, 90403 Nürnberg

In eigener Sache...

Wenn Sie Beiträge verfassen und einen PC zur Verfügung haben, erbitten wir, neben dem Papierausdruck, eine Diskette mit dem Text, entweder im Format eines gängigen Textverarbeitungsprogramms (Word, Word Perfect) oder als ASCII-Text. Wenn Sie mit der Schreibmaschine arbeiten, achten Sie bitte auf saubere Typen und auf ein möglichst schwarzes Farbband (keine Fotokopien, wenn's geht). Zur Arbeitserleichterung werden solche Beiträge mit einem OCR-Scanner eingelesen, und selbiger erwartet saubere Buchstaben sowie einen guten Kontrast.
Ab dieser Ausgabe liegt die komplette Herstellung (Redaktion, Layout, Satz und Druck) in den Händen von Übersetzerkollegen!

DER ÜBERSETZER erscheint vierteljährlich. Einzelpreis DM 6.–, Jahresabo DM 20,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) und Bundessparte Übersetzer des VS in der IG Medien. Verlag: IG Medien. Verantwortlich: Burkhard Kröber, Hohenzollernstraße 83, 80796 München. Redaktion: Silvia Morawetz, Turnerstraße 31, 69126 Heidelberg; Renate Orth-Guttmann, Sachsenhäuser Landwehrweg 82, 60599 Frankfurt; Denis Scheck, Südwall 18, 47638 Straelen. Herstellung: Michael Georgi. Postgirokonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68-704 (Bankleitzahl 600 100 70). Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. – Druck: SATZSPIEGEL, 37073 Göttingen.